

Rezensionen = Comptes rendus

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse**

Band (Jahr): **91 (1997)**

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rezensionen – Comptes rendus

Hans-Jörg Gilomen, unter Mitarbeit v. Elsanne Gilomen-Schenkel, Die Cluniazenser in der Schweiz, Basel/Frankfurt, Helbing & Lichtenhahn, 1991, (Helvetia Sacra, Abt. III: Die Orden mit Benediktinerregel, Bd. 2), 800 S., 2 Kartenbeilagen.

Mit dem Cluniazenserband ist erfreulicherweise der gesamte Benediktinerorden in der Reihe der Helvetia Sacra abgeschlossen (in die gleiche Abteilung wird noch der Kartäuserband eingereiht werden). Abgesehen von der Entlastung des Benediktinerbandes (in drei Teilbänden) ist die getrennte Behandlung der Cluniazenserklöster sicher gerechtfertigt. Zudem hat der Redaktor 1985 in einem Beitrag die Eigenständigkeit des «Cluniazenser-Ordens» zu begründen versucht; in der deutschen Geschichtsschreibung werden die Cluniazenser oft nicht als selbständiger «Orden» angesehen. Doch die Cluniazenser verstanden sich zumindest als eine Einheit, als die *Ecclesia Cluniacensis*. Auf die zwei Überschneidungen mit III/I/1: Frühe Klöster (Baulmes und Romainmôtier) wird verwiesen. So entsteht ein eindruckliches Bild von der Präsenz cluniazensischer Priorate in der Schweiz, die allerdings auf die westliche Hälfte der heutigen Schweiz beschränkt war. Von den 26 Ordensniederlassungen befanden sich 11 in der deutschsprachigen und 15 in der frankophonen Schweiz. Die Aufreihung der Klöster geschieht wie üblich alphabetisch; doch sind die von den Prioraten abhängigen Klöster, wovon zehn in Frankreich und je eines in Deutschland und in Italien liegen, unter diesen aufgezählt, so dass insgesamt 38 Häuser erfasst werden. Mit Ausnahme der Klöster im heutigen Kanton Genf, die zur Ordensprovinz Provence zählten, gehörten die anderen alle zur Provinz *Alemania et Lothoringia*. Wie üblich in der Konzeption der Helvetia Sacra werden die Obern/Prioren mit Kurzviten erfasst; es ergeben sich 378 Viten (bei den ausländischen Häusern werden die Obern nur mit den Regierungsdaten aufgelistet). Der Aufbau der einzelnen Artikel bleibt sich gleich: Die übersichtliche Einleitung umfasst Lage, Diözese, Namensformen, Patron, Gründungsdatum, Provinzzugehörigkeit, Stellung im Verband, Abhängigkeit, abhängige Häuser und Aufhebung. Dann folgt die Darstellung der

Geschichte, Archivangaben samt Verzeichnung der wichtigsten archivalischen Quellen, eine Bibliographie, gesondert nach gedruckten Quellen und Literatur, und zum Schluss die Priorenviten bzw. -listen. Die Beiträge sind wissenschaftlich sauber erarbeitet und mit Anmerkungen belegt. Bei den ausländischen Häusern wurden die Artikel verkürzt (Geschichte und Archiv entfallen, die Bibliographie ist reduziert). Die Beiträge sind teils deutsch, teils französisch, je nach dem Bearbeiter bzw. der Bearbeiterin, unabhängig von der Sprachregion des Klosters.

Drei Priorate wurden bereits im 10. Jh. Cluny angegliedert, die andern alle im 11. und 12. Jh., mit einer einzigen Ausnahme im 13. Jh. Mit der Reformation fanden alle als Klöster ihr Ende. Ein ausführliches Register erschliesst den Band, der sich damit als ein sehr brauchbares Arbeitsinstrument erweist.

Auf die Einleitung durch den Redaktor muss noch besonders hingewiesen werden. Eine «Vorgeschichte» über Cluny und seinen Verband fehlt zwar; das kann man natürlich anderswo nachlesen. Vielleicht wäre sie doch nützlich gewesen, zumindest wünschenswert eine Liste der Äbte von Cluny samt Regierungsdaten. Er beschreibt zuerst den institutionellen Rahmen mit der Bindung an die Mutterabtei und die Institutionen des Ordens selber (Generalkapitel, Einteilung in Provinzen mit ihren Vorstehern (Kämmerern) und Visitatoren. Hernach folgt eine Beschreibung der Provinz Alemannia et Lothoringia. Sie umfasste einstmals 71 Häuser. Ihre Rechtsstellung und damit ihre Abhängigkeit war unterschiedlich: Abteien (solche gab es keine auf Schweizer Gebiet), Konventualpriorate (wie Payerne, Romainmôtier), Nonnenpriorate (keine in der Schweiz) und einfache Priorate (die meisten auf Schweizer Boden). Ein weiterer Abschnitt ist den Symptomen und Ursachen der spätmittelalterlichen Krise des Klosterverbandes gewidmet. Eine Folge davon war, dass Nicht-Cluniazenser in den Prioraten Einsitz nahmen und sogar Vorsteher wurden, aber auch umgekehrt, vereinzelt machten Cluniazensermönche sogar ordensfremde Karriere. Dies wird auch aus den Biographien der Obern deutlich. Ein Sonderproblem ergab sich auch, dass französischsprachige Mönche in Klöster im deutschen Sprachgebiet versetzt wurden und umgekehrt, so dass der Kontakt mit der Umgebung oft eingeschränkt war. Dass die Priorate auch wirtschaftliche Sorgen hatten, geht teilweise auf Belastungen seitens des Ordens selber und seiner Verpflichtungen zurück. Im 14./15. Jahrhundert riss dann auch die Unsitte des Kommendenwesens in den Schweizer Klöstern ein, das nicht zuletzt eine Ursache des disziplinarischen und spirituellen Zerfalls der Klöster war. Die Aufhebungen im Gefolge der Reformation betraf jedenfalls keine blühenden Klöster mehr. Was an materieller Substanz vorhanden war, nahmen die Landesherren zu ihren Händen, die damit die Ausbildung ihrer Landeshoheit weiter vorantreiben konnten. Ein Anhang zur Einleitung bringt ein übersichtliches Verzeichnis aller Klöster der alemannisch-lothringischen Provinz, Zahlen zu den Konventstärken, Visitationsitinerare (dazu eine spezielle Karte) und Prioren in Ordensfunktionen. Zusammen mit der Bibliographie ist hier im ganzen ein in Zukunft unübersehbarer Beitrag zur allgemeinen Cluniazensergeschichte zu finden, Auf die Klösterkarte sei noch extra hingewiesen.

Ich erlaube mir hier einen Hinweis auf einen Versuch am Ende des 19. Jahrhunderts, den Cluniazenserorden neu zu beleben. Der aus der Diözese Besançon stammende Weltpriester Charles Lamey machte 1878 bei den im französischen Delle im Exil lebenden Mariasteiner Benediktinern als Dom Mayeul die Profess auf den neu zu gründenden Cluniazenserorden. Ihm wies er als besondere Aufgabe das Studium der Naturwissenschaften zu. Der mit grossem Elan, aber auch mit vielen Schwierigkeiten unternommene Versuch scheiterte nicht zuletzt auch an den sog. staatlichen Kongregationsgesetzen von 1901, welche die neugegründeten Priorate aus Frankreich vertrieben. Im italienischen Aosta nahm der Versuch dann bald schon ein Ende. Vgl. dazu Yves Chaussy: Dom Mayeul Lamey (1842–1903) et sa fondation bénédictine pour l'étude des sciences. (Extrait de la Revue Mabillon 1979 und 1984, IV, 75 S.).

Mariastein

LUKAS SCHENKER OSB

Karl Heinz Burmeister, Die Grafen von Montfort. Geschichte, Recht, Kultur. Festgabe zum 60. Geburtstag, herausgegeben von Alois Niederstätter, Konstanz, UVK. Universitätsverlag, 1996, 352 S., illustriert.

Von Karl Heinz Burmeister, Vorarlberger Landesarchivar und Professor für Rechtsgeschichte an der Universität St. Gallen, erschien in der Reihe «Forschungen zur Geschichte Vorarlbergs» als Band 2, herausgegeben vom Vorarlberger Landesarchiv, eine Sammlung von Aufsätzen des Jubilars zum Thema «Die Grafen von Montfort». Als Herausgeber fungiert Alois Niederstätter, der in einem Vorwort die Verdienste von Burmeisters Forschungen herausstellt. Es ist sehr zu begrüßen, dass die lange Reihe von Artikeln Burmeisters zum Thema Montfort in einem Band vereinigt werden. Einige Artikel, welche die Schweiz, Österreich, Liechtenstein und wesentlich Deutschland betreffen und die manchmal an entlegener Stelle erschienen, werden nun in der Neuedition erstmals zusammengefasst.

Einige der Beiträge sind bisher unveröffentlicht geblieben, die zum Teil die Schweizer Geschichte direkt betreffen, wie etwa der Aufsatz über die Grafen von Montfort und ihre Bedeutung für die Bündner Geschichte oder über die Montforter und Wangen oder über die Gräfinnen von Montfort und Werdenberg. Die Qualität von Burmeisters Historiographie zeigt sich auch in diesen Beiträgen, nämlich ihre kritische Wissenschaftlichkeit, quellenmässige Fundiertheit und die Gabe der übersichtlichen und aufs Wesentliche beschränkten Darstellung eines Themas. Nicht zuletzt ist das Genealogische sorgfältig berücksichtigt. Darüber hinaus ergibt sich auch der Kontext sowie die sorgfältige Skizzierung montfortischer Mentalität und Kultur, wenn die-

ser Ausdruck verwendet werden darf. Besonders auffällig ist das Faktum, dass sich die Montforter immer wieder auch in kirchlichen Funktionen entscheidend engagierten, in Chur und Konstanz, in St. Gallen und Trient etwa. Montforter haben wesentliche Funktionen in den Bistümern Konstanz und Chur ausgeübt und gehören damit entscheidend auch zum Bild und unter die Porträts der schweizerischen Kirchengeschichte. Zudem haben sie Herrschaft in einer Zeit ausgeübt, als der Rhein südlich des Bodensees noch keine Grenze bildete, sondern die Bewohner in der Abtei St. Gallen und im Bistum Konstanz und Chur verband. Mit diesem Geschlecht nahe verwandt sind die Werdenberger, die besonders in der Schweiz, aber auch in Liechtenstein herrschaftlich Jahrhunderte entscheidend prägten. Sie sind zudem auch als Städtegründer diesseits und jenseits des Rheines tätig gewesen. Es ergibt sich klar die herausragende Bedeutung beider Geschlechter und des Wirkens ihrer Vertreter auch für die politische und kirchliche Geschichte der Ostschweiz. Wir dürfen dem Verfasser dieser Studien dankbar sein und ihm gratulieren, dass er seine Forschungen neuerdings auf ein Thema gelenkt hat, das bereits vor 100 Jahren wichtige Forschungen und Forschungsergebnisse erbracht hat. Man kann nur hoffen, dass Burmeister innerhalb seiner breiten wissenschaftlichen Forschungen auch weiterhin die Montforter einbeziehen wird.

Die Illustrationen, die der Band enthält, sind sehr sorgfältig ausgewählt. Sie vermögen in ihrer bildlichen Aussage auch dem Leser einzelne Montforter bzw. die Geschichte der Montforter näherzubringen und sie besser zu beleuchten. Der Festschrift ist verdankenswerterweise eine Genealogie des Adelsgeschlechtes beigegeben, und auch ein Verzeichnis der abgekürzt zitierten Quellen und Literatur fehlt nicht. Bereits zu seinem 50. Geburtstag war eine recht umfangreiche Bibliographie des Autors erschienen, die in der vorliegenden Publikation bis zum Jahre 1996 weitergeführt wird. Dankbar ist man dem Herausgeber auch für das Register der Orts- und Personennamen der Aufsätze Burmeisters. Auch hier fällt wiederum die fruchtbare wissenschaftliche historiographische Tätigkeit Burmeisters ins Auge, die einen beeindruckenden Umfang mit zahlreichen Büchern und über 400 Artikeln aufweisen kann.

St. Gallen

WERNER VOGLER

Anton Kottmann / Martin Hämmerle, Die Zisterzienserabtei Wettingen. Geschichte des Klosters Wettingen und der Abtei Wettingen-Mehrerau. Verein «Freunde des Klosters Wettingen», Baden, Baden-Verlag, 1996, 432 S.

Vor uns liegt eine umfangreiche Geschichte des Zisterzienserklosters Wettingen samt der Nachfolgeabtei Wettingen-Mehrerau. Die beiden Historiker Anton Kottmann und Markus Hämmerle, unterstützt durch den Verein

«Freunde des Klosters Wettingen», haben mit dieser Publikation ein Werk geschaffen, das den Bogen spannt vom Hochmittelalter bis in die Gegenwart hinein.

Das Zisterzienserkloster Wettingen wurde 1227 durch Heinrich von Rapperswil in einer abgelegenen Schlaufe der Limmat gegründet. Besiedelt wurde es durch Mönche aus dem Kloster Salem. Der Güterbesitz des jungen Klosters erstreckte sich schon bald übers Limmattal, das nördliche Freiamt bis nach Uri hinein und um Basel, vorwiegend aber im Gebiet des heutigen Kantons Zürich. Weitentfernter Besitz erwies sich schon bald als Last und wurde wieder abgestossen. Das Kloster zog viel geistlichen Nachwuchs an, der vorwiegend bürgerlicher Herkunft war und vor allem aus der Nordostschweiz und aus dem süddeutschen Raum stammte. Innerschweizer traten erst mit dem Beginn der eidgenössischen Verwaltung in der Grafschaft Baden in Wettingen ein. Mehrere Zisterzienserinnen-Klöster unterstanden den Äbten von Wettingen. Das Kloster besass eine Reihe von Patronatskirchen im Limmattal, im Kanton Zürich und im Gebiet von Basel vom 13. bis teilweise ins 19. Jahrhundert hinein. Vom reichen kulturellen Leben zeugen die Schreibstube und die Bibliothek, die im Laufe der Jahrhunderte einige exklusive Werke barg.

Die exponierte Lage liess das Kloster im Spätmittelalter einige Male in eine schwierige Situation geraten. Zudem zerstörte ein Grossbrand 1507 Kirche und Klostergebäude. Die Reformation im nahen Zürich hatte Rückwirkungen auf die Abtei. Niklaus Manuel Deutsch konnte im August 1529 Wettingens Abt und Konvent zum Anschluss an die Reformation bewegen. Mit dem Sieg der Innerschweizer bei Kappel 1531 setzte die Gegenwehr ein. Ein neuer Abt wurde von der eidgenössischen Tagsatzung ernannt. Im Verlauf des 16. Jahrhunderts erlebte das Kloster eine Reform an Haupt und Gliedern. Der Benediktiner Peter Eichhorn aus der Abtei St. Gallen half als Kloostervorsteher über schwierige Zeiten hinweg, bis wieder ein Abt aus den eigenen Reihen gewählt werden konnte. Im 16. und 17. Jahrhundert regierten tüchtige Äbte über einen wiedererstarkten Konvent.

Eine schwierige Zeit brach mit der Französischen Revolution an. Einquartierungen durch fremde Truppen, Requisitionen und Kontributionen setzten der Abtei schwer zu. Bereits 1798 drohte die Aufhebung. Seit 1831 mischte sich der junge Kanton Aargau immer stärker in die innern Angelegenheiten des Klosters ein. Der unselige Geist der Badener Artikel verschärfte die Beziehungen zwischen Staat und Kirche. Die Unterdrückung der Klosterschule 1835 und das Verbot der Novizenaufnahme waren unheilvolle Vorboten der Klostersaufhebung von 1841.

Glücklicherweise hatte der Konvent 1840 noch einen tatkräftigen Abt in der Person von P. Leopold Höchle wählen können, der die Klostergemeinschaft – im Gegensatz zum 1848 aufgehobenen Kloster St. Urban LU – in der Folge beisammenhielt und sich nach einer neuen Heimat umsah, die 1854 im Kaiserreich Österreich nahe der Schweizergrenze am Bodensee in einem 1806 aufgehobenen Kloster gefunden wurde. Dort blühte wieder neues Leben aus den Ruinen, und ein erstarkter Konvent Wettingen-Mehrerau

konnte 1938 – drei Jahre vor der erneuten Schliessung des Klosters durch die Nazis – die Wiederbesiedelung des 1848 aufgehobenen Klosters Haute-riive im Kanton Freiburg an die Hand nehmen. Heute bestehen freundschaftliche Bande zwischen Wettingen und Mehrerau. Die unseligen Zeiten eines Augustin Keller sind überwunden.

Das wertvolle Buch gibt Aufschluss über eine erfreuliche Zisterzienserrenaissance im 20. Jahrhundert und zeigt das erstaunliche Fortleben eines Konvents, der einst im Gebiet der Eidgenossenschaft grosse Bedeutung hatte und seit 1854 ausserhalb der Landesgrenzen zur Ehre Gottes und zum Wohl der Mitmenschen erfolgreich wirkt.

Meggen/Luzern

ALOIS STEINER

Pierrette Paravy, De la Chrétienté romaine à la Réforme en Dauphiné, Evêques, fidèles et déviants (vers 1340 – vers 1530). Rome, Ecole française de Rome, 1993, 1536 p.

S'intéressant aux diocèses de Grenoble et d'Embrun, Pierrette Paravy embrasse ici les multiples expressions religieuses de ces deux régions. Sont ainsi envisagés dans leurs différentes interactions avec l'Eglise le clergé, les fidèles et les exclus. D'emblée, deux thèses centrales se dessinent et forment l'arrière-fonds de cette recherche: à la suite de Latran IV, et avec plus ou moins de réussite et de vigueur, le haut clergé met en place, pendant les derniers siècles du Moyen Age, un projet de réforme. Deuxièmement, la déviance vaudoise et la croyance aux sorciers conduisent l'Eglise à mener une réflexion sur son propre état et sont «à l'origine d'un dynamisme pastoral remarquable».

L'étude des archevêques et des évêques se concentre avant tout sur leur action: la bibliothèque de François du Puy, vicaire général du diocèse de Grenoble (1488–1500) dévoile, par exemple, les points forts de cette réforme qui s'exprime concrètement dans le soin à organiser les visites d'églises et à convoquer les synodes.

Si le paysage architectural des édifices religieux du diocèse d'Embrun se modifie profondément au cours du XV^e siècle, et ce surtout dans le décanat de Savoie, les reconstructions de celui de Grenoble sont plus modestes. Elles mettent cependant en évidence que même pendant la période la plus critique du XIV^e siècle, l'entretien n'a jamais été totalement abandonné et qu'à l'aube des Temps Modernes, l'état général des églises semble globalement satisfaisant, bien que ces efforts de restauration soient parfois laborieux: les mêmes injonctions se répètent sans qu'elles soient systématiquement suivies des changements escomptés. L'aménagement intérieur révèle également un programme pastoral: intérêt pour le mobilier et les ornements, en particulier aux fonts baptismaux et à l'autel, achat de livres nouveaux, etc. Ce souci se mani-

feste aussi dans la gestion des images: le choix des sujets (attention particulière au crucifix, à la Passion, à la Vierge ou au saint patron), ainsi que leur place dans l'édifice sont organisés avec précision.

L'œuvre épiscopale s'exprime également dans la volonté de corriger le clergé dans ses défaillances: en ressort le nombre élevé des clercs qui sont condamnés pour leur morale (concubinage, coups, injures). On cherche également à combler l'incompétence intellectuelle, par exemple dans la distribution des statuts synodaux à l'ensemble du clergé ou la distribution d'un bréviaire. Si le redressement moral semble certain à la fin du Moyen Age, tous les manquements ne sont pas encore résolus. Le plus manifeste est sans doute l'écart de formation au sein du clergé: dans le diocèse de Grenoble, les simples prêtres n'ont qu'une formation minimale et n'ont que leur bréviaire à léguer tandis que dans celui d'Embrun, le niveau d'enseignement semble dépasser largement celui des écoles élémentaires.

Les progrès de cette pastorale sont également visibles dans les témoignages iconographiques ainsi que dans les représentations théâtrales de la Passion, de la Vie du Christ, des saints patrons, en particulier de saint Antoine. Cette vivacité des manifestations théâtrales est remarquable dans le diocèse d'Embrun puisque, dans de simples villages, l'ensemble de la population est parfois impliquée.

L'ensemble de ce projet n'aurait pu être mené à bien par la seule intervention des évêques et ils surent joindre à leurs efforts les Mendiants qui sillonnèrent les campagnes et contribuèrent à l'enseignement des fidèles.

Si la réception de cet encadrement et les effets réels qu'il eut sur le fidèle sont difficiles à connaître pour l'ensemble de la population, Pierrette Paravy insiste sur l'impossibilité de dresser un tableau commun de la vie religieuse vécue qui soit valable pour tous les laïcs: la spiritualité de certaines élites sociales ne saurait en effet être lue de la même façon que celle du peuple, dont l'ignorance caractérise encore le plus grand nombre. Certaines régions sont également privilégiées comme par exemple Chambéry, avec la présence de la maison des ducs de Savoie qui stimule la vie religieuse, notamment, à travers la fondation de nouveaux couvents d'ordres mendiants. Pourtant, par une étude nuancée, certaines lignes de force surgissent: les cadres sacramentaire et liturgique sont renforcés et l'eucharistie émerge avec clarté, notamment dans la dévotion au corps du Christ ou dans les demandes de trentains. Les fondations de chapelles au cours du XV^e siècle et dans les premières décennies du XVI^e siècle participent à cette volonté de mettre l'eucharistie au centre de la piété. La croyance et l'espérance en la Miséricorde est également un pilier de la dévotion et s'expriment par l'invocation des saints intercesseurs, et avant tout de la Vierge Marie.

L'étude des procès de sorcellerie menés en Dauphiné ainsi que de la pratique vaudoise conduit à envisager ces deux expressions de vie religieuse non pas uniquement comme des déviations mais comme des exclusions. Cet angle d'approche met ainsi en évidence la valeur du mouvement de réforme et le choc qu'il a parfois provoqué. En effet, les procès de sorcellerie en Dauphiné coïncident avec la rénovation pastorale et la rencontre entre culture

paysanne et culture des lettrés débouchent sur une incompréhension totale de la part de ces derniers qui mena à la chasse systématique. Quant aux Vaudois, ils sont l'exemple d'une «christianisation accomplie» et de la «prise en charge par les communautés de leur propre destin».

La conviction de Pierrette Paravy de la réussite globale de ce redressement mené lors des deux derniers siècles du Moyen Age dépasse parfois les résultats qu'elle analyse elle-même. En effet elle souligne fréquemment que cette réforme est lente, difficile à réaliser tout en voyant dans certaines manifestations pieuses l'expression de son succès. Toutefois, cet ouvrage, par la diversité des thèmes, des sources, des méthodes utilisés passera dans l'historiographie comme un modèle d'une étude de cas.

Lausanne

VÉRONIQUE PASCHE

Mireille Othenin-Girard, Ländliche Lebensweise und Lebensformen im Spätmittelalter. Eine wirtschafts- und sozialgeschichtliche Untersuchung der nordwestschweizerischen Herrschaft Farnsburg, Liestal, Verlag des Kantons Basel Landschaft, 1994, 522 S., illustriert, neun Graphiken.

Die vorliegende, sehr umfangreiche und gründliche Dissertationsarbeit aus der Schule Hansjörg Gilomens befasst sich in einer Studie mit ländlicher Geschichte des Spätmittelalters, und zwar werden die wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Zustände am Beispiel der Basler Herrschaft Pfandsburg untersucht. Gleich vorweg sei darauf hingewiesen, dass ein Hauptthema der Untersuchung die soziale Schichtung im wirtschaftlichen Umfeld der ländlichen Bevölkerung ist, wobei Steuern, Vertrag und Vermögen, Güterbesitz, Haushaltsstruktur, Stiftungsverhalten usw. zum Thema gemacht werden. Damit geht die Studie natürlich auch auf die für diese Schicht schwer zu bearbeitende Mentalitätsgeschichte ein. Der Hauptabschnitt befasst sich mit den ländlichen Wirtschaftsstrukturen, die selbstverständlich landwirtschaftlich geprägt sind. Ein sehr umfangreiches Literaturverzeichnis bringt die Literatur verdienstlich zusammen. Erfreulich ist, dass neben der wirtschaftlichen Struktur auch die spätmittelalterliche Frömmigkeit der ländlichen Bevölkerung exemplarisch genau untersucht wird, die wesentlich geprägt war durch die Totenfürsorge, die bekanntlich eine Konstante des mittelalterlichen Frömmigkeitsverhaltens darstellte, denken wir nur an die Klöster, Städte und die Bruderschaften. Die Autorin arbeitet auch den theologischen Hintergrund auf mit der zunehmenden Zentrierung auf die christozentrische Erlösungslehre und die in diesen Zusammenhang einzuordnende Fegfeuerlehre. Zu Recht stellt sie gewisse magische Elemente der religiösen Praxis der einfachen Bevölkerung des Spätmittelalters heraus. Der sakramentelle, emotionelle Gehalt der Passionsfrömmigkeit muss ebenfalls als besonders

wichtig und bedeutsam im Zusammenhang mit der Sozialpsychologie angesehen werden. Hervorzuheben ist das Resultat, dass entgegen häufiger Auffassung auch die ländliche Gesellschaft von sozialer Ungleichheit geprägt war und nicht eine gleichförmige nivellierte Gesellschaft von Untertanen darstellte. Das dynamische Element einer möglichen vertikalen Mobilität ist dabei von hoher Bedeutung gewesen. Für unseren Zusammenhang besonders zu betonen sind im Abschnitt B die Untersuchungen über die Jahrzeitbücher, welche die Autorin als Quellen für die religiöse und Sozialgeschichte auswertet. Sie hat auch die demographischen Aspekte, soweit es aufgrund der Quellen möglich war, genau untersucht. In diesem Zusammenhang besonders bedeutsam ist dann die Untersuchung des Phänomens der Anniversar-Stiftungen, wobei Othenin-Girard vor allem mentalitätsgeschichtliche Aspekte herausstreicht. Ihre Ergebnisse sichert sie durch Vergleiche mit benachbarten Gebieten und anderen Landschaften sorgfältig ab. Es wäre sehr erfreulich, wenn diese Untersuchung zu weiteren Forschungen auf der Quellengrundlage von Jahrzeitbüchern anregen würde und in Zukunft die Jahrzeitbücher mit dem hier erarbeiteten Instrumentarium tiefer hinterfragt werden könnten. Der Autorin ist es beispielhaft gelungen, das manchmal spröde Material von Jahrzeitbüchern als Grundlage einer eindrücklich informativen Untersuchung zur religiösen und sozialen Geschichte einer ländlichen Gesellschaft des Spätmittelalters auszuwerten.

St. Gallen

WERNER VOGLER

Giuseppe Alberigo, Karl Borromäus. Geschichtliche Sensibilität und pastorales Engagement (Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung, Bd. 55), Münster, Aschendorff, 1995, 83 S.

Schon zu seinen Lebzeiten hat sich die Hagiographie der Gestalt Carlo Borromeos angenommen und damit sein Leben und seine Bedeutung «enthistorisiert». Der bekannte italienische Kirchengeschichtler versucht, teilweise aufgrund neu vorliegender Quellen, den Bischof der Mailänder Diözese, die damals unter der Krone Philipps II. von Spanien stand, wieder in die historische Wirklichkeit zurückzuholen. Er entwirft mit diesem Beitrag keine Biographie, sondern zeichnet einige Aspekte seines Lebens nach, die den Kardinal in einem neuen Licht zeigen: seine «Bekehrung», seine Verkündigung, seine Haltung zu Gesellschaft, Adel und spanischer Herrschaft und warum er seine Reformvorstellungen auf synodale Strukturen stellte. Er erwähnt aber auch die damals geäußerte Kritik an dem «Musterbischof» der nachtridentinischen Reformzeit. Da Karl Borromäus auch für die damalige katholische Schweiz von grosser Bedeutung war, möge dieser schmale Band auch in der Historiographie der Schweiz Beachtung finden.

Mariastein

LUKAS SCHENKER OSB

Camera apostolica. Documenti relativi alle diocesi del ducato di Milano (1458–1471). I «libri annatarum» di Pio II et Paolo II, a cura di Michele Ansani, Milano, Unicopli, 1994 (Materiali di storia ecclesiastica lombarda, secoli XIV-XVI), pp. 475.

Il volume inaugura una collana dedicata alla pubblicazione delle fonti tratte dai registri della Camera apostolica, oggi conservati nell'Archivio Segreto Vaticano, nell'Archivio di Stato di Roma e nell'Archivio Nazionale di Parigi. Essa si propone di mettere a disposizione degli studiosi tutti i documenti relativi alle diocesi del ducato sforzesco, e quindi anche ai territori dell'odierna Svizzera italiana all'epoca sottoposti alle sedi episcopali di Milano e Como. Tale progetto colma una lacuna piuttosto evidente e diverrà certamente uno strumento che, seppur limitato ad una precisa tipologia documentaria e ad un'area geografica ristretta dell'Italia, si affiancherà ai repertori di fonti pontificie curati dai vari Istituti nazionali attivi sin dal secolo scorso a Roma. L'opera qui presentata raccoglie 456 documenti ricavati dai registri delle annate relativi ai pontificati di Pio II e Paolo II, preceduti da una dettagliatissima introduzione. Dopo una presentazione di Giorgio Chittolini, in circa 100 pagine Ansani espone dapprima le linee generali dell'intero progetto di pubblicazione, e in seguito traccia una descrizione esaustiva delle strutture amministrative curiali legate alla riscossione delle annate e alle relative *obligationes*, analizzando nei minimi dettagli l'organizzazione della Camera apostolica e il suo personale, così come il procedimento che porta alla registrazione di obbligazioni e pagamenti e alla spedizione *in partibus* delle relative lettere. Le fonti pubblicate sono inoltre analizzate nella loro forma e nelle loro caratteristiche diplomatiche e paleografiche. La precisione e l'accuratezza dell'analisi, basata su un'approfondita conoscenza del funzionamento della curia romana tardomedioevale, fanno dell'introduzione al volume un'opera meritevole di assurgere a riferimento per chiunque intenda dedicarsi allo studio di questo genere di documenti pontifici.

Le registrazioni curiali sono una fonte indispensabile per la storia delle istituzioni ecclesiastiche, in quanto permettono di individuare i fattori che regolano la materia beneficiaria, la quale a sua volta è uno degli elementi condizionanti del funzionamento delle istituzioni medesime. Le fonti pontificie pubblicate fanno luce sulla provvista dei benefici, sui rapporti tra il centro romano e le varie aree diocesane, sulle persone coinvolte in tali questioni e sulle relazioni che intercorrevano tra loro. Oltre alle maggiori istituzioni ecclesiastiche lombarde, ai benefici più ambiti e ai personaggi più noti nel contesto ecclesiastico regionale, compaiono nel volume anche benefici di località periferiche e persone meno conosciute, che per ottenere tali prebende si rivolgevano a Roma: il fatto che il pagamento delle annate alla curia pontificia avvenisse in genere solo per i benefici con un reddito elevato e per le provvisioni operate dalla curia stessa, comporta l'assenza di gran parte delle prebende «minori», ossia quelle parrocchiali, periferiche e poco dotate, tuttavia la documentazione del volume offre una visione a suo modo completa del panorama istituzionale regionale.

A differenza di altre pubblicazioni di fonti curiali tardomedioevali, il volume non si limita a proporre i dati essenziali delle registrazioni sotto forma di regesti, ma ha il pregio di fornire per un gran numero di fonti una trascrizione completa, in forma graficamente strutturata, di tutte le parti dei documenti così come sono state vergate dal personale della curia romana. In tal modo si offre una messe di informazioni che supera i principali dati contenutistici (i benefici, l'avvenuto pagamento di un'annata, la relativa obbligazione...) e permette anche un'analisi approfondita di numerosi aspetti «secondari», legati sia all'attività dell'organismo curiale, sia alla materia beneficiaria stessa, quali ad esempio le relazioni personali tra candidati, governo locale e curia pontificia. Di grande utilità sono infine gli indici conclusivi: in particolare l'«Indice dei nomi di persona, di luogo, delle istituzioni e dei benefici ecclesiastici» consente una consultazione veloce e precisa, anche se in alcuni casi la mancata identificazione dei nomi di luogo periferici (ad esempio *Rivono* o *Polegio*, che compaiono esclusivamente nella forma latina, sono identificabili con una breve ricerca rispettivamente con Olivone in Val Blenio e Pollegio nella Val Leventina) può porre qualche ostacolo: ciò non sminuisce comunque la validità e l'utilità dell'opera, e ci si può solo augurare che i volumi successivi ne eguaglino la ricchezza e l'accuratezza.

Lugano

PAOLO OSTINELLI

Il concilio di Trento e il moderno, a cura di Paolo Prodi e Wolfgang Reinhard, Bologna, Il Mulino, 1996 (Annali dell'Istituto storico italo-germanico, Quaderno 45), pp. 575.

Nell'estesissima storiografia sul concilio di Trento si stanno dischiudendo negli ultimi anni nuove prospettive di studio che pongono l'accento su problematiche in parte già analizzate, evitando tuttavia la stretta distinzione tra gli aspetti religiosi, politici e sociali e tentando di fornire una visione complessiva che tenga conto delle sovrapposizioni e dei differenti influssi, con lo scopo di determinare quale possa essere stato il ruolo del concilio in rapporto alle profonde modifiche che hanno contraddistinto l'avvento dell'età confessionale. Il volume, che raccoglie gli atti di un seminario di studi tenutosi a Trento dall'11 al 15 settembre 1995, si propone di presentare alcune di queste direzioni di indagine e i primi risultati di ricerche ancora in corso, ad opera in particolare di studiosi dell'area italiana e tedesca. Nei due contributi introduttivi di Paolo Prodi (*Il concilio di Trento di fronte alla politica e al diritto moderno*) e Wolfgang Reinhard (*Il concilio di Trento e la modernizzazione della Chiesa*) vengono definiti i cardini sui quali si sono imperniate le discussioni del convegno: i due studiosi pongono l'accento su concetti quali modernizzazione, razionalizzazione e disciplinamento e ne indicano, in modo a volte divergente, le possibilità interpretative e la funzionalità in rela-

zione all'argomento generale. Dopo tali puntualizzazioni metodologiche, i singoli contributi raccolti nel libro toccano ambiti anche molto distanti tra loro, tuttavia il risultato complessivo è una dimostrazione di quanto le nuove direzioni di ricerca possano essere proficue. Dapprima il contributo di Konrad Reppen, *Impero e concilio (1521–1566)*, analizza la complessa tematica dei rapporti tra la politica imperiale – ecclesiastica e non – e l'assise tridentina, mentre Umberto Mazzone (*I dibattiti tridentini: tecniche di assemblea e di controllo*) si china sullo svolgimento del concilio stesso. I saggi di Louis Châtellier (*Rinnovamento della pastorale e società dopo il concilio di Trento*), Klaus Ganzer (*Il concilio di Trento stimolo o impedimento per la Chiesa dell'età moderna?*), Wolfgang Brückner (*La riorganizzazione della devozione dei fedeli nello Stato confessionale post-tridentino*) e Adriano Prosperi (*La confessione e il foro della coscienza*) prendono spunto da argomenti legati alle ripercussioni sull'organismo ecclesiastico e sull'intera società civile di alcune questioni fondamentali dibattute al concilio, e Miriam Turriani (*Tra diritto e teologia in età moderna: spunti di indagine*) delinea i tratti fondamentali della distinzione tra le «sfere di competenza» della chiesa e degli stati che si sviluppa nell'epoca tridentina. Interessante, per la novità dell'argomento, il saggio di Giancarlo Angelozzi, *La proibizione del duello: Chiesa e ideologia nobiliare*, così come, per l'approccio, quello di Peter Burschel, «*Imitatio sanctorum*». *Ovvero: quanto era moderno il cielo dei santi post-tridentino?* Sulle visite pastorali, uno degli strumenti potenzialmente più ricchi di ripercussioni sulla società civile oltre che religiosa, si soffermano Angelo Turchini (*La visita come strumento di governo del territorio*) e Cecilia Nubola (*Visite pastorali fra Chiesa e Stato nei secoli XVI e XVII*), e in seguito gli articoli di Anne Conrad, *Il concilio di Trento e la (mancata) modernizzazione dei ruoli femminili ecclesiastici*, e Gabriella Zarri, *Il matrimonio tridentino*, gettano luce su aspetti che coinvolgono profondamente anche il mondo femminile. Infine, dopo i contributi ricchi di spunti meritevoli di approfondimento offerti da Volker Reinhardt (*Il concilio di Trento e le scienze naturali: la controversia fra Bellarmino e Galilei come paradigma*) e da Carlo Poni (*Economia, scienza, tecnologia e controriforma: la teologia polemica di Tommaso Bozio*), nel saggio conclusivo del volume Romeo Astorri (*Il concilio di Trento nel pensiero dei canonisti tra Otto e Novecento*) analizza la ricezione delle più importanti tematiche conciliari nella canonistica contemporanea.

Lugano

PAOLO OSTINELLI

Bearb. von Hans Ulrich Bächtold/Rainer Henrich, Heinrich Bullinger Werke. Zweite Abteilung: Briefwechsel. Band 6: Briefe des Jahres 1536, hg. vom Zwingliverein in Zürich, Zürich, Theologischer Verlag, 1995, 518 S.

Seit 1995 liegen sechs Bände mit Briefen des Zürcher Theologen und Zwingli-Nachfolgers Heinrich Bullinger (1504–1575) vor – sechs Bände, ohne dass ein Ende des Reigens auch nur von ferne abzusehen wäre. Der jüngste Band, welcher die Briefe des in verschiedener Hinsicht bedeutenden Jahres 1536 (Eroberung der Waadt durch Bern; Erstes Helvetisches Bekenntnis; Wittenberger Konkordie) umfasst, ist Grund genug für konzentrische Annäherungen.

Weshalb es sich bei der vom Zwingliverein in Angriff genommenen Edition wahrlich um ein *Jahrhundertwerk* handelt, kann am einfachsten mit simplen Zahlen belegt werden. Es ist nicht abschliessend festzustellen, wieviele Briefe von und an Bullinger existieren; die überaus glückliche Quellenlage aber (Zürich verfügt in den Beständen des Staatsarchivs und der Zentralbibliothek über Originale und mehrfache Abschriftenreihen) macht es gewiss, dass mit 12000 erst die gesicherte untere Grenze genannt ist. Die Bullinger Korrespondenzsammlung ist grösser als diejenigen von Luther, Zwingli, Calvin und Vadian zusammen und übertrifft auch diejenige Melanchthons an Nummern. Der Reichtum des Materials kombiniert sich in glücklicher Weise mit der bereits zu Bullingers Lebzeiten beginnenden und von ihm auch geförderten Tendenz, sein briefliches Erbe sichern und zugänglich machen zu wollen. Johann Jakob Breitingen (1575–1645) hat mit der Gründung des Antistitialarchivs den Grundstein gelegt; Johann Heinrich Hottinger (1620–1677) hat mit der Zusammenstellung des nach ihm benannten «Thesaurus Hottingerianus» auch Bullinger einen späten Dienst erwiesen; die über zweihundert Bände umfassende Abschriftensammlung von Johann Jakob Simler (1716–1788) diente sowohl der Sicherung als auch dem Ausbau des Bestandes; Emil Egli (1848–1908) und vor allem Traugott Schiess (gest. 1935) sorgten mit ihrer Abschreibetätigkeit dafür, dass den heutigen Mitarbeitern an der Edition über 11 000 der streckenweise kaum zu entziffernden Texte (dass Bullingers Handschrift ausgesprochen schwer zu lesen ist, wird in den Kommentaren zur Edition nobel verschwiegen) in ersten Verarbeitungsstufen vorliegen. – Dass jedoch von einer hindernisfreien und unumstrittenen Entwicklung «von Bullinger zur Publikation» nicht die Rede sein kann, ahnen mit den Tücken der Materie Vertraute: Die Suche nach Briefen verläuft tendenziell stets asymptotisch (geschlossene Sammlungen enthalten den Grossteil eines Briefcorpus, vereinzelte Nebenquellen ergänzen – späte Einzelfunde hingegen weisen stets auf die prinzipielle Unabgeschlossenheit des Suchens), und die im Falle Bullingers vorliegende Menge an Texten will sich ein wenig mit der von den Herausgebenden an den Tag gelegten Sorgfalt gegenüber dem Einzeltext beissen.

Und hier, bei der Sorgfalt, liegt ohne allen Zweifel das Hauptaugenmerk der Edition, welche allen Bänden gleichermassen zugute kommt. Der erste, im Jahr 1973 erschienen, führt ausführlich an die Geschichte der Briefüber-

lieferungen heran und berichtet über die Editionsgrundsätze; zusammen mit allen weiteren Bänden erstattet er knapp Bericht über die wesentlichen Züge der vom Band jeweils umfassten Zeit im allgemeinen und über Heinrich Bullinger im speziellen. Ein Register am Ende jedes Bandes sorgt dafür, dass mit der Edition bereits jetzt exakt und – dem Publikationsstand der Reihe entsprechend – umfassend gearbeitet werden kann. – All dies gilt auch für den jüngsten Band der Reihe, der es fertig bringt, auf zwei einleitenden Seiten einerseits Grundinformationen zu vermitteln, andererseits unbändige Neugierde zu wecken: Welche neuen Nuancen um die Diskussion der Wittenberger Konkordie werden in den Briefen sichtbar? Welche mit Franz I. kooperierenden Obrigkeiten veranlassen Bullinger zu «ungewöhnlich heftigen Schreiben»? Welche Berner Konflikte des Jahres 1537 beginnen sich bereits abzuzeichnen?

Die kleinsten Teile schliesslich, die Zellen, sind die *Briefe* selber. Die weite Definition dessen, was als «Brief» bezeichnet werden kann (Fritz Büsler hat in seinem Aufsatz zur Überlieferung des Briefwechsels im ersten Band der Edition darauf hingewiesen, dass die Bandbreite vom Notizzettel bis zur für eine zwar festgelegte, aber doch weitere Öffentlichkeit bestimmten theologischen Abhandlung reichen kann), macht den Briefwechsel zu einem Schatz für Goldgräber unterschiedlichster Couleur: Sozialgeschichtler finden reiches Material ebenso wie Biographinnen, Kirchengeschichtler und Profanhistorikerinnen. Schlagen sie – beispielsweise – im Band 6 die Seiten 322–325 auf, so findet sich dort ein Brief von Heinrich Bullinger an den Basler Kollegen Oswald Myconius, geschrieben in Zürich am 9. Juni 1536. Da berichtet ein ausführliches und mit hilfreichen Verweisen durchsetztes Regest vom Inhalt des zweisprachig abgefassten Briefes; da sorgt ein textkritischer Anmerkungsteil für eine Sicherheit, welche den Gang durch die Handschrift als unnötig erscheinen lässt; da vermitteln zahlreiche sachliche Anmerkungen Übersetzungen mundartlicher Wendungen ins Schriftdeutsche (was bedeutet «min läptag»?), hilfreiche Literaturhinweise (Bullinger und die Täufer?), historische Hintergrundinformationen (wann genau haben sich Innerschweizer auf dem Luzerner Markt wegen unterschiedlichen Einstellungen gegenüber dem französischen König mehr als fünfmal geprügelt?) und biographische Einstiege (wer war Konrad Grebel?).

Anstelle einer Würdigung aus der Froschperspektive eines Einzelnen sei darauf verwiesen, dass die Editoren für ihre hervorragende bisherige Arbeit mit dem Conrad-Ferdinand-Meyer-Preis 1994 ausgezeichnet worden sind; aus meiner Sicht ist lediglich anzufügen, dass ich den kommenden Bänden mit einer (thematisch begründeten) Ungeduld entgegen sehe, die dem Umfang des Projekts nicht angemessen ist. Und damit wird vielleicht deutlich, dass die Briefedition sowohl ein übergreifend herausragendes als auch im einzelnen sehr praxisnahes Werk ist. Mein höchstes Lob!

Bern

MARC VAN WIJNKOOP

Frank Lestringant, Une sainte horreur ou le voyage en Eucharistie XVI^e–XVIII^e siècles, Préface de Pierre Chaunu, Paris, Presses Universitaires de France, 1996, pp. 358.

Le point de départ de ce livre est original: étudier le débat qui s'instaure au XVI^e siècle au Brésil autour de l'Eucharistie. Au Brésil, huguenots et catholiques vivent quelques mois une impossible tentative de coexistence, la pomme de discorde est la présence réelle et substantielle du Christ dans les espèces de la communion. La critique de la transsubstantiation de la part de Calvin trouve une correspondance saisissante dans l'anthropographie active des Indiens. Le débat se transporte du Brésil en France et rebondit enfin dans les Pays-Bas et en Angleterre. Partie du Brésil, l'enquête sur l'Eucharistie finit par englober la très large discussion qui au XVI^e siècle sépare protestants et catholiques autour de l'Eucharistie. Ce livre est de fait un voyage en Eucharistie qui passe par d'Aubigné, Montaigne, Port-Royal et Swift, et réserve une place particulière aux utopies narratives du Grand Siècle.

L'ouvrage de F. Lestringant, passionnant, nous montre comment ce divorce entre catholiques et protestants semble irrémédiable, tant deux visions ecclésiologiques mais aussi deux manières d'être, de croire, et d'agir s'affrontent. Que la Réforme, dans ses tendances les plus radicales, ait voulu en finir avec la conception catholique de la présence physique du Christ était bien connu. Que ce divorce soit le reflet, de manière déterminante, de nouvelles sensibilités anthropologiques, est une proposition méthodologique nouvelle et forte, qui ne pourra, bien évidemment, ne pas à être soumise à une réflexion et à une discussion approfondie. Hantés par l'obsession du résidu, les réformés auraient refoulé le corps hors du sacrement, en identifiant la présence physique du Christ à une idolâtrie de la chair. Le refus de la transsubstantiation eucharistique de la part de la Réforme irait «de pair avec la fondation d'une nouvelle anthropologie». Ce serait donc aussi pour des raisons anthropologiques larges que dans la Réforme du XVI^e siècle, le sacrement deviendrait un simple mémorial.

Lausanne

AGOSTINO PARAVICINI BAGLIANI

Gabriel Imboden/Gregor Zenhäusern/Patricia Bielander (Hg.), Kaspar Jodok von Stockalper: Handels- und Rechnungsbücher, Brig, Rotten-Verlag, 1996, 4^o, Band 10, XVIII S. + 599 Sp.

Band 10 der Handels- und Rechnungsbücher von Kaspar Jodok von Stockalper ist dem 1996 verstorbenen, langjährigen und verdienten Präsidenten der Schweizerischen Stiftung für das Stockalperschloss, Dr. Hans Conzett, gewidmet. Der Band enthält den «Liber secundus salis» (L-13) und den «Liber tertius salis» (L-3) und vereinigt die Salzbuchhaltung von 1660

bis 1678 (Der «Liber primus salis» fehlt leider.) Die im vorliegenden Band vereinigten, den Salzhandel betreffenden Abrechnungen sind aufschlussreich in bezug auf die Wege, auf denen das aus dem Ausland importierte Salz ins Wallis gelangte, auf die Organisation der Verteilung des Salzes im Lande, auf die Preise und den internationalen Zahlungsverkehr. Stockalper bezog das Salz vor allem aus Italien, Frankreich, Savoyen und Burgund. Das italienische Salz gelangte von Trapani in Sizilien auf dem Seeweg nach Genua, von dort über Pavia und den Ticino und den Langensee aufwärts nach Suna bei Verbania und schliesslich nach Domodossola. Von der Walliser Seite übernahm Johann Schmidhalter, Komiss Stockalperts, den Transport der Salzsäcke nach Simplon-Dorf und besorgte dort den lokalen Verkauf. Der Salzverkauf in der Region Brig und die Lieferung des Restes ins Untergoms und talabwärts bis in die Region Sitten lag bis 1674 in den Händen von Dr. med. Christoph Georg Mannhaft und in der Folge von dessen gleichnamigem Sohn, dem Zehndenrichter in Brig und nachmaligem Schwiegersohn Stockalperts. Die Salzlieferungen aus Frankreich, Savoyen und Burgund gelangten alle nach Bouveret.

In bezug auf die wie immer sehr sorgfältig redigierten Register möchten wir auf das Sachwort «Salz» im Sachregister besonders hinweisen. Es umfasst $6\frac{1}{12}$ Spalten (Sp. 586–592) und ist in zwei Teile unterteilt. Der erste Teil ist nach Örtlichkeiten gegliedert und möchte den Zugriff zu den einzelnen Rechnungen erleichtern. Der zweite Teil enthält in alphabetischer Reihenfolge sämtliche das Salz und den Salzhandel betreffenden Sachbegriffe, wie *caisse du sel* (Salzeinnehmerei), *camer* (Rechnungshof), *fond* (Salzlager), *saccaria* (Sackgut), um nur einige Termini herauszugreifen. Das Sachwort «Salz» wird der Auswertung der Rechnungen vorzügliche Dienste leisten. Band 10 ist wiederum eine reichhaltige und zuverlässige Fundgrube für die Wirtschaftsgeschichte.

Solothurn

HELLMUT GUTZWILLER

François Seydoux, Der Orgelbauer Aloys Mooser (1770–1839). Leben und Werk, Freiburg, Universitätsverlag, 1996, 3 Bde., I Textband, 872 S. – II Anmerkungsband, 800 S. – III Bildband, 580 S.

Auf insgesamt 2186 Seiten, gegliedert in drei Bände, legt der Autor die Forschungsergebnisse vor, welche er in jahrelanger Arbeit zunächst für seine musikwissenschaftliche Dissertation (1984) zusammengetragen und dann (1992) für die vorliegende Publikation nochmals revidiert hat. Die Fülle des ausgebreiteten Materials ist beeindruckend, oftmals beinahe etwas verwirrend. Abgesehen von einzelnen Kapiteln ist es nicht ein Buch zum Lesen, sondern zum Arbeiten und Nachschlagen.

Der Textband I (828 Seiten) bringt eine verhältnismässig knappe biographische Skizze von nur 13 Seiten. Der Hauptteil besteht aus einer chronolo-

gisch geordneten Folge von 32 Monographien, welche alle bisher bekannten Orgelarbeiten Moosers umfassen: Neubauten, Umbauten und blosser Projekte. Anschliessend werden die Eigenheiten der Orgelbaukunst Moosers zusammengestellt. Auf 20 Seiten (713–732) wird eine zusammenfassende Würdigung des Schaffens versucht. Einige Nachträge und eine Bibliographie schliessen den Textband ab.

Der Anmerkungsband II (790 Seiten) bringt nicht nur die Anmerkungen zum Textband, sondern weitet sich verdienstvollerweise über grosse Strecken auch zu einer zusätzlichen Quellenedition. Der Bildband III schliesslich (568 Seiten) bringt eine Fülle wertvoller, qualitativ meist hervorragender Abbildungen sowie diverse Register.

Die Akribie und die Zuverlässigkeit des Autors sind bewundernswert und vorbildlich, dagegen ist die Handhabung des Werkes etwas mühsam. Wohl aus herstellungstechnischen Gründen (Vermeiden von Umbrucharbeiten) sind die Fussnoten nicht leserfreundlich unten an den Seiten, die Abbildungslegenden nicht bei den Abbildungen zu finden. Man muss somit gleichzeitig mit zwei oder drei offenen Büchern arbeiten und immerzu blättern. Zum Glück gewähren die diversen Register etwelche Suchhilfen.

Das Orgelschaffen Moosers ist durch die Arbeit Seydoux nach heutigem Stand in extenso dokumentiert. Diese verdienstvolle Arbeit war um so schwieriger, als verhältnismässig wenig authentisches Quellenmaterial (Verträge, Offerten, Rechnungen, Korrespondenzen) Moosers erhalten ist. Vieles musste mühsam aus Sekundärquellen erarbeitet und herausgeschält werden. Nur am Rande gestreift ist Moosers Wirken als Klavierbauer, als welcher er zu seinen Lebzeiten mindestens ebenso berühmt war wie als Orgelbauer. Diese «zweite Hälfte» seiner Persönlichkeit soll einer weiteren Forschung und Publikation des Autors vorbehalten bleiben. Auch Quervergleiche mit dem Schaffen anderer zeitgenössischer Orgelbauer (wie etwa Matthias Schneider oder Franz Joseph Remigius Bossard) mussten notgedrungen unterbleiben, da deren Wirken bis jetzt noch nicht so erforscht und publiziert vorliegt, wie es nun in mustergültiger Art für Mooser der Fall ist.

Männedorf

FRIEDRICH JAKOB

Max Stierlin, Die Katholiken im Kanton Zürich 1862–1875 im Spannungsfeld zwischen Eingliederung und Absonderung, Zürich, NZN Buchverlag, 1996, 552 S.

Die Geschichte des katholischen Bevölkerungsteils im Kanton Zürich wurde im Verlaufe der letzten hundert Jahre unterschiedlich beurteilt. Für die bisherige Geschichtsschreibung ist besonders Eduard Wymann (1870–1956) zu nennen, der aus einer Kampfposition heraus die erste Geschichte der römisch-katholischen Kirche der Stadt Zürich geschrieben hat. Max Stierlins Arbeit, die als Dissertation bei Prof. Altermatt an der Uni-

versität Freiburg/Schweiz entstand, basiert auf einer viel breiteren Quellengrundlage. Zudem hat sich im Laufe der Zeit der Pulverdampf der Kämpfe gelichtet, so dass an eine vorurteilslose Beurteilung der heiklen Vorgänge der sechziger und siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts geschritten werden konnte.

Die ersten Katholiken nach der Reformation kamen zur Zeit der Helvetik nach Zürich. Ein starkes Wachstum der katholischen Bevölkerung setzte nach 1848 ein. Bedeutsam war die Gestalt von Pfarrer Robert Kälin (1806–1866), der ein guter Seelsorger war; er gehörte zu jenen Geistlichen, die die moderne, durch die Aufklärung geprägte Kultur nicht zum vornehmeren ablehnten. Spätere Beurteilungen sind widersprüchlich, je nach religiös-politischem Standpunkt des Betrachters. Schwierigkeiten zwischen dem Kanton Zürich und der katholischen Kirche setzten im Zusammenhang mit der Aufhebung des Klosters Rheinau 1862 ein. Aus einem tiefverwurzelten Unverständnis vermochte die Mehrheit der Zürcher Politiker der Idee des benediktinischen Mönchtums nichts abzugewinnen. Aber auch katholische Kreise um Pfarrer Kälin, dem man in seinem Heimatdorf Einsiedeln den Namen «Klostermetzger» gab, konnten sich für dieses Ideal nicht erwärmen. Stierlin vertritt die Meinung, das Kloster Rheinau jener Zeit sei nicht mehr zu retten gewesen; der Benediktinerorden sei erst in den folgenden Jahrzehnten wieder erstarbt.

In den sechziger Jahren traten in der reformierten Zürcher Kirche Spaltungserscheinungen auf: Anhänger der Reformtheologie forderten die Änderung der Liturgie durch die Weglassung des apostolischen Symbolum und der adoratio Christi. Fast gleichzeitig wurde in der katholischen Kirche durch die Veröffentlichung des Syllabus von 1864 die Ausgrenzung der liberalen Richtung angestrebt. Johann Sebastian Reinhard aus Horw/LU, Kälin's Nachfolger in Zürich, hielt die kirchenrechtlichen Bestimmungen schärfer ein als sein Vorgänger. Das war nicht zuletzt ein Grund für die spätere Hinwendung eines Teils der Gläubigen zur altkatholischen Bewegung.

Seit Mitte der sechziger Jahre entstanden im Kanton Zürich sog. Missionsstationen, die von der Inländischen Mission (gegründet 1863) unterstützt wurden. Zwei Konzepte zur seelsorglichen Betreuung standen zur Diskussion: Pfarrer Reinhard wollte generalstabsmässig von Zürich aus die Seelsorge mit einem Stab von Vikaren errichten, während P. Theodosius Florentini, Dekan Aloys Rüttimann von Tuggen SZ und Melchior Zürcher-Deschwanden, der Gründer der Inländischen Mission, an die dauernde Stationierung von Seelsorgern in den Missionsstationen dachten.

Die demokratische Verfassungsrevision im Kanton Zürich von 1869 regelte das Verhältnis von Staat und (evangelischer) Kirche grundsätzlich neu. Die Landeskirche war nun keine Bekenntnisgemeinschaft mehr, sondern eine Rahmenorganisation für zwei sich befehdende Richtungen geworden. Damit verzichtete der Staat, ein bestimmtes Bekenntnis anzuerkennen. Das Bekenntnis wurde damit eine persönliche Entscheidung jedes einzelnen ordinierten Pfarrers. Damit war die spätere Haltung der Regierung zu den Ereignissen in der katholischen Kirchgemeinde Zürich vom Juni 1873 in analoger Weise festgelegt.

Die Hierarchie gewann im 19. Jahrhundert auch in der Schweiz – nicht zuletzt gefördert durch den Piusverein, 1857 entstanden – stark an Ansehen. Auf dem Ersten Vatikanum 1870 setzte sich das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes in Angelegenheiten des Glaubens und der Sitten durch. Die Minderheit der Bischöfe, die dem Dogma lange ihre Zustimmung verweigerte, liess sich schliesslich umstimmen. Langanhaltender war die Opposition in Laienkreisen, namentlich im Bistum Basel, wo es zur Vertreibung des Diözesanbischofs aus Solothurn kam. In Zürich hatte das neue Dogma seine Auswirkungen auf die Kirchengemeinde. Die Kirchenpflege beschloss, gegen den Widerstand der Seelsorger eine Abstimmung über die Anträge des Vereins freisinniger Katholiken betreffend das Dogma der Unfehlbarkeit durchzuführen. Am 8. Juni 1873 kam es zur entscheidenden Kirchengemeindeversammlung, an der eine Mehrheit für die altkatholischen Ideen eintrat, worauf die ultramontan Gesinnten die Versammlung verliessen. Neuere Zürcher Historiker (Max Stierlin, Guido Kolb) sind der Ansicht, ein Teil der Anwesenden habe eigentlich nicht gegen das Dogma, sondern gegen die beiden wenig beliebten Seelsorger Reinhard und Bosshard stimmen wollen.

Die Römisch-Katholiken zogen sich in der Folge ins «Ghetto» zurück. Zuerst wurde die Errichtung einer Notkirche im Arbeiterquartier Aussersihl an die Hand genommen, wo die Kirche St. Peter und Paul schon 1874 zur Verfügung stand. Verschiedene Kreise von auswärts versuchten, in Zürich Einfluss zu gewinnen. Pfarrer Reinhard regte unter seinen Luzerner Bekannten an, einen Verein zu gründen, «um die Kirchen in kirchlichem Besitz halten zu können». Daraus entstand der «Katholische Cultusverein» in Luzern. Die «Lyoner Missionsgesellschaft» und der «Bonifatiusverein» in Paderborn unterstützten den Kirchenbau in Zürich.

Nach dem überraschenden Tod von Pfarrer Reinhard, der seine letzte Ruhestätte nicht in Zürich, sondern in Horw/LU fand, gab es Schwierigkeiten, einen neuen Seelsorger zu finden. Schliesslich sagte Antonio Scalabrini aus Misox zu, die Seelsorge in Zürich zu übernehmen. Bosshard, der streitbare Pfarrhelfer Reinhardts, wurde erster Pfarrer der neugegründeten Pfarrei Horgen.

Der katholische Bevölkerungsteil nahm in der Folge einen ungeahnten Aufschwung, während sich die altkatholische Bewegung auf einen kleinen Kreis beschränkte. Die Ereignisse von 1873 hatten zur Folge, dass der römisch-katholische Bevölkerungsteil sich für lange Zeit weitgehend von der Zürcher Kultur zurückzog und sich einigelte. Erst 90 Jahre später war eine neue rechtliche Verbindung zwischen dem Zürcher Staat und der römisch-katholischen Kirche im Kirchengesetz von 1963 möglich.

Die vorliegende gründliche und wohldokumentierte Arbeit von Max Stierlin bringt neue Gesichtspunkte und Zusammenhänge ins Spiel und modifiziert in erheblichem Masse die bisherige Geschichtsschreibung. Eine Fortsetzung dieser vorzüglichen Untersuchung drängt sich auf.

900 Jahre Benediktinerabtei Marienberg 1096–1996. Festschrift zur 900-Jahr-Feier des Klosters St. Maria (Schuls-Marienberg), hg. vom Südtiroler Kulturinstitut, redigiert von Rainer Loose, Lana, Tappeiner Verlag, 1996, mit Ill., 699 S.

Das Benediktinerkloster Marienberg im Südtirol, hart an der Schweizergrenze gelegen, wurde im Jahre 1096 von Eberhard von Tarasp in Schuls (Engadin) gegründet. Schon wenige Jahrzehnte später erfolgte die Verlegung der Klostersiedlung in den obern Vintschgau in die Nähe von Burgeis, an einen Ort, der den Namen Marienberg erhielt. Seither blüht dort benediktinisches Ordensleben.

Die illustrierte reichhaltige Festschrift enthält zwanzig Beiträge, die die lange Geschichte des Klosters und seiner inkorporierten Pfarreien beleuchten. Wir greifen zwei Arbeiten speziell heraus, welche die engen Beziehungen Marienbergs zur bündnerischen Nachbarschaft behandeln. Mercedes Blaas schildert den Exemtionsstreit zwischen den Äbten von Marienberg und den Bischöfen von Chur im 16. und 17. Jahrhundert, in den sich auch die Luzerner Nuntiatur einschaltete. Nach langem Hin und Her kam 1659 ein Vertrag zustande, durch den die Differenzen beigelegt werden konnten. Diese Auseinandersetzungen sind auf dem Hintergrund der schlimmen Wirtschaftslage des in der Reformationszeit verarmten Churer Bistums zu sehen.

Erich Egg befasst sich mit der Fürstenburg bei Burgeis, die in den unruhigen Zeiten nach der Reformation den Churer Bischöfen als Fluchtresidenz diente. Mehrere unter ihnen, so Paul Ziegler (1509–1541), Beatus a Porta (1565–1581), Petrus Raschèr (1581–1601), Johann V. Flugi von Aspermont (1601–1627) und Johann VI. Flugi (1636–1661) weilten oft längere Zeit aus Sicherheitsgründen in der Fürstenburg. Aus jener Zeit finden sich künstlerische Zeugnisse wie Renaissanceräumlichkeiten, Malereien und Flügelaltäre, die wenigstens eine fürstbischöfliche Ambiance andeuten sollten.

Das Kloster Marienberg gehört heute, nachdem Südtirol als Folge des Ersten Weltkrieges zu Italien geschlagen worden war, der Schweizer Benediktinerkongregation an.

Meggen/Luzern

ALOIS STEINER

Felix Hafner, **Kirchen im Kontext der Grund- und Menschenrechte**, Freiburg, Universitätsverlag, 1992 (Band 36 der Freiburger Veröffentlichungen aus dem Gebiete von Kirche und Staat), 358 S.

Die Abstimmung über die Trennung von Kirche und Staat im Kanton Zürich (September 1995) rief einer breiten Öffentlichkeit in Erinnerung, dass das Verhältnis zwischen Kirche und Staat immer wieder «spannend» ist und entsprechend geklärt und geregelt sein will. In seiner Habilitationsschrift greift Hafner, Professor an der juristischen Fakultät der Universität Basel, ein Thema auf, das im staatlich-gesellschaftlichen Bereich und im

innerkirchlichen Leben, aber auch in den Beziehungen zwischen Kirche und Staat von grosser und zunehmender Aktualität ist: Es geht um die theoretische Grundlegung, die geschichtliche Entwicklung, die positivrechtliche Ausgestaltung und Kodifizierung und schliesslich um die praktische Handhabung der Menschenrechte.

Im ersten Teil wird, unter Berücksichtigung der weltweiten und der europäischen Perspektive, aber auch im Blick auf die Besonderheiten der schweizerischen Rechtsordnung, das Verständnis der Grund- und Menschenrechte im modernen Rechtsstaat erläutert; zentral ist dabei der Begriff der Menschenwürde.

Der zweite Teil geht der Frage nach, wie sich innerkirchlich, vorab in der sog. «katholischen Soziallehre», das Menschenrechtsverständnis entwickelt hat. Das besondere Augenmerk des Autors gilt hier den trennenden und den gemeinsamen Elementen im rechtsstaatlichen und im kirchlichen Menschenrechtsverständnis.

Der dritte Teil untersucht das heikle Problem der Geltung der Grund- und Menschenrechte in den innerkirchlichen Rechtsordnungen (insbesondere der röm.-kath. Kirche), wobei auch auf die Entwicklung einer kanonistischen Grundrechtstheorie in der Zeit zwischen dem CIC 1917 und dem CIC von 1983 eingegangen wird. In diesem Teil seines Buches kommt der Autor auf «Lücken und Desiderata» zu sprechen (S. 253–292): solche sieht er u.a. im Katalog der Pflichten und Rechte aller Gläubigen, in der rechtlichen Stellung der Frau, in der Ausgestaltung von innerkirchlichen Entscheidungsprozessen und Wahlen und in der Stellung der Ortskirchen gegenüber der römischen Zentrale.

Im letzten Teil prüft Hafner, wiederum im Blick auf die Rechtsordnung der Schweiz und ihrer Kantone, ob und wie weit die Kirchen verpflichtet sind, die vom Staat postulierten und garantierten Grundrechte zu respektieren und in ihre eigenen Rechtsordnungen aufzunehmen. In diesem Zusammenhang kommt er auf Dinge zu sprechen, die heute eine wichtige Rolle spielen, wie Kirchenzugehörigkeit, Kirchenaustritt, Kirchensteuer, obligatorischer Religionsunterricht, Glaubensfreiheit des Individuums vs. Gewährleistung kirchlich-kollektiver Identität. Im Hinblick auf die Diskussion um das neu zu gestaltende Verhältnis von Kirche und Staat – eine Diskussion, die eigentlich intensiviert werden sollte – scheint mir folgender Hinweis wichtig: «Das Verhältnis von individuellen und kollektiven Grundrechtsinteressen ist weder faktisch noch normativ ein für allemal geklärt, sondern muss ... immer wieder neu definiert und festgelegt werden.» (317)

Hafner geht von einer sehr weiten Fragestellung aus. Dank der präzisen und umfassenden Darstellung der einzelnen Aspekte gewinnt sein Werk geradezu den Charakter eines Handbuchs, das insbesondere für den Bereich der Grund- und Menschenrechte im katholischen und im schweizerischen staatskirchenrechtlichen Kontext hervorragende Dienste leistet.

(Es sei hier verwiesen auf die ausführliche Besprechung des Luzerner Kirchenrechtlers Adrian Loretan in der «Schweizerischen Kirchenzeitung» 162 (1994), S. 142–148).

Mariastein

PETER VON SURY OSB

Adolf Christoph Kellerhals, Die öffentlich-rechtliche Anerkennung von Kirchen und Religionsgemeinschaften im Kanton Solothurn, Freiburg, Universitätsverlag, 1991, (Bd. 32 der Freiburger Veröffentlichungen aus dem Gebiet von Kirche und Staat), 340 S.

Die vorliegende Dissertation der Universität Bern untersucht auf gründliche Weise die konkrete Ausgestaltung des Rechtsinstituts der öffentlich-rechtlichen Anerkennung von Kirchen und Religionsgemeinschaften im Kanton Solothurn. In der Einleitung bietet der Autor einen geschichtlichen Überblick über das System des Staatskirchenrechts im Kanton Solothurn und erläutert die öffentlich-rechtliche Anerkennung als Institut im kirchenpolitischen System der staatlichen Kirchenhoheit. Der Hauptteil ist dem Inhalt und der Bedeutung der Anerkennung der Kirchen und Religionsgemeinschaften durch den Staat im Kanton Solothurn gewidmet. Hier untersucht Kellerhals die Entwicklung zur öffentlich-rechtlichen Anerkennung und diese Anerkennung auf Grund der Kantonsverfassungen von 1887 und 1986. Weitere Untersuchungen betreffen die Form und die Voraussetzungen des Anerkennungsaktes, das Verhältnis der anerkannten Kirchen und Religionsgemeinschaften zum Staat, die Finanzierung ihrer Aufgaben (dabei werden auch die Leistungen aus der Ablösung für das Kloster Mariastein erwähnt) und ihrer Mitgliedschaft. Im Schlussabschnitt wendet sich Kellerhals den charakteristischen Merkmalen der öffentlich-rechtlichen Anerkennung im Kanton Solothurn (Kirchgemeinden und Synoden) zu, vergleicht das solothurnische «einzigartige» System mit dem der Nachbarkantone und bekennt sich abschliessend zum Urteil des früheren deutschen Bundeskanzlers H. Schmidt: «... dass die Kirchen in ihrer notwendigen geistigen Wirkung umso stärker sind, je unabhängiger sie sich von überkommenen sozialen oder parteilichen Bindungen machen. Im Zeichen deutlicher Freiheit wünschen wir die Partnerschaft».

Mariastein

MAURITIUS FÜRST OSB

André Rogger, «Alles sei ganz erneut» – Fritz Metzgers St. Karli-Kirche in Luzern, Luzern, Jahrbuch der Historischen Gesellschaft, 14/1996, 51 S., 48 Abb.

Roggers Arbeit ist die gekürzte und leicht überarbeitete Fassung seiner Basler Lizentiatsarbeit aus dem Jahre 1994. Sie untersucht Metzgers Frühwerk monographisch und beschreibt die Kirche sowie die beinahe original erhaltene Ausstattung.

Eingeleitet wird der Text durch Themenstellung, Wettbewerb, Auseinandersetzung um den neuen Kirchenbau sowie durch Gedanken zum Verständnis der Sakralität.

Die Untersuchung ist klar gegliedert in drei Teile. Ein erstes Thema ist die Analyse der Kirche und die Verbindung zur klassischen Moderne. Rogger zieht dabei deutsche und französische Bauten der zwanziger Jahre zum Vergleich heran und stellt so die St. Karli-Kirche Luzern in einen grösseren Rahmen. Er stellt aber Metzgers Bau vor als eigenständiges Werk in seiner technischen und inhaltlich-liturgischen Ausführung. Auch werden Beziehungen zum profanen Bauen hergestellt. Im zweiten Teil verbindet der Autor die Form der Kirche, ihre Gestalt also, mit dem Gehalt, der Liturgie. Er beschreibt einen Kirchenraum, der aus liturgischen Überlegungen entwickelt wurde: aus einem verinnerlichten Verständnis von Liturgie, das getragen ist von der Gesamtheit der Gläubigen. Der breite, nicht unterteilte Kirchenraum Metzgers fördert diesen Einbezug der Gläubigen in hohem Masse. Beschrieben wird die Umsetzung der Kategorien «christozentrisch, gemeinschaftsbildend und unpersönlich», wie Metzger im Erläuterungsbericht formuliert hat.

Das letzte Kapitel über die Wege einer neuen christlichen Kunst zeigt Hans Stockers Wandfresken und Glasfenster in einem neuen sakralen Stil. Rogger zeigt die Verbundenheit Stockers mit dem Kreis der Pariser Sakralkünstler, betont aber die Eigenständigkeit seiner Darstellungsform.

Der sachliche, schnörkellose Stil des Verfassers macht den Text gut lesbar. Die Arbeit überzeugt durch fundierte Kenntnis der Zusammenhänge und Beschränkung auf das Wesentliche. Zur Anschaulichkeit und Verständlichkeit tragen ebenso die Abbildungen bei.

Das Jahrbuch enthält zudem die Jahresberichte 1995 von Denkmalpflege und Archäologie im Kanton Luzern. Darin enthalten sind unter anderem rund ein Dutzend Kurzberichte über abgeschlossene Teil- und Gesamtrestaurierungen von Sakralbauten im Kanton Luzern.

Unter dem Titel «Die Strassenschlacht von Sempach» stellt Christoph M. Merki auf 10 Seiten die Kontroverse um die Linienführung der Autobahn N2 am Sempachersee aus den Jahren 1971–1975 dar.

Luzern

BEAT HENZIHOHS

Bernard Berthod / Elisabeth Hardouin-Fugier, Le Dictionnaire des arts liturgiques XIX^e–XX^e siècles, Préface de Piero Marini, Paris, Les Editions de l'Amateur, 1996, 480 pp., 800 ill. dont 500 en couleurs.

Est-ce le besoin intense de religieux que l'on ressent dans notre société ou est-ce l'intérêt pour l'art qui a poussé auteurs et éditeurs de ce magnifique dictionnaire à s'engager dans une entreprise éditoriale de grande envergure? Toujours est-il que ce dictionnaire, généreusement illustré, ne pourra ne pas intéresser l'historien de l'Eglise comme aussi l'historien de l'art, dans un domaine où les publications utiles ne sont pas si nombreuses.

Ce dictionnaire recense l'ensemble des informations touchant au vêtement ecclésiastique, à l'orfèvrerie sacrée, aux ornements de l'autel, en somme à tout ce qui intéresse de près et de loin la paramentique et l'art religieux des XIX^e et XX^e siècles. On y trouve, entre autres, le nom de 600 fabricants, orfèvres ou chasubliers. Aux côtés d'artistes aussi célèbres que Viollet-le-Duc figurent des notices consacrées à de grands historiens de la liturgie romaine, comme Barbier de Montault. Le soin mis dans l'illustration mérite d'être souligné. Ainsi nombre d'objets sont présentés pour la première fois. Ils proviennent, par exemple, de la Sacristie pontificale, du Musée de Fourvière, du Musée d'art sacré de Mours-Saint-Eusèbe, du Musée de l'Union des Arts décoratifs de Paris, du Musée d'art sacré d'Utrecht, de la primatiale de Lyon, des cathédrales de Chartres, Luçon, Moulin, de la basilique de Montmartre, des monastères de Solesmes, Jouarre et La Merci-Dieu.

Parce qu'il comble une lacune importante (il faut en effet remonter aux travaux de Barbier de Montault au XIX^e siècle pour avoir des renseignements aussi systématiques sur la paramentique de l'époque moderne), cet ouvrage de référence est donc le bienvenu. Dommage seulement que les auteurs n'aient pas profité de leur superbe ouvrage pour insérer les objets qu'ils recensent et analysent dans une perspective plus large d'histoire du clergé et de l'Eglise, qu'ils aient, en somme, évité de considérer si et dans quelle mesure la paramentique est le reflet des grandes options idéologiques du catholicisme moderne. Il est vrai que la qualité des reproductions en couleurs et la structure générale de l'œuvre (sous forme de dictionnaire) donnent à cet ouvrage plutôt l'allure d'un très beau livre d'art.

Lausanne

AGOSTINO PARAVICINI BAGLIANI

Alexandre Dafflon, La «Jeunesse Ouvrière Chrétienne» suisse (1932–1948), Fribourg, Chaire d'histoire contemporaine de l'Université de Fribourg, collection «Aux sources du temps présent» – 1, 1996, 282 pp.

Une nouvelle collection de mémoires de licence s'ouvre avec la parution de l'ouvrage d'Alexandre Dafflon consacré à *La «Jeunesse Ouvrière Chrétienne» suisse (1932–1948)*. L'auteur aborde l'histoire de ce mouvement d'action catholique spécialisé en se fondant sur des sources originales – parmi lesquelles on relève de nombreux témoignages issus de rencontres personnelles – et sur une méthodologie inspirée des études réalisées en France et en Belgique autour des mouvements de jeunesse actifs dans la première moitié du XX^e siècle.

L'ouvrage s'articule en deux parties: la première, suivant une chronologie classique, retrace l'histoire du mouvement, depuis son émergence au cours des années 30, à la conquête des milieux ouvriers sous la bannière d'un catholicisme intransigeant et antimoderniste, jusqu'aux crises du second

après-guerre, où les nouvelles options des militants laïcs jocistes, soucieux de s'ouvrir à la modernité et d'affirmer une présence accrue au cœur même du monde du travail, se heurtent aux réticences d'une hiérarchie encore marquée par l'esprit exclusiviste du «ghetto catholique». Une grande attention est portée aux conditions socio-économiques, démographiques et culturelles dans lesquelles s'implantent les sections jocistes: particulièrement actives et prospères dans les régions romandes de diaspora, elles échouent par contre globalement dans leurs tentatives en Suisse alémanique, où le catholicisme s'organise essentiellement sur un mode centralisé, peu propice aux mouvements spécialisés, ainsi qu'au Tessin, marqué par la prédominance du modèle de l'Action catholique italienne. La seconde partie traite quant à elle des principes de l'apostolat jociste, avec ses variations autour du thème totalisant «Voir, juger, agir», puis de ses principaux acteurs – militants et aumôniers dont l'auteur trace des portraits de groupes révélateurs – et de leur insertion dans les structures jocistes, pour terminer sur une analyse essentiellement idéologique des objectifs du mouvement, saisis au travers de l'organe principal de la JOC suisse, *Jeunesse ouvrière*.

Tout au long de son étude, l'auteur s'efforce d'appréhender l'histoire de la JOC comme un ferment présent au cœur de l'Eglise confrontée à la modernité. Ainsi, au-delà de l'analyse des faits historiques, ce travail donne une large place aux acteurs de cette aventure, aux militantes et aux militants que la JOC a préparés à une vie engagée, spirituellement et socialement, à l'intérieur du monde ouvrier. Nombre d'entre eux ont en effet retiré de leur passage à la JOC une «règle de vie et des amitiés très solides», qu'Alexandre Dafflon prend justement en compte lorsqu'il évalue au travers de quelques itinéraires personnels les résultats et la postérité des activités du mouvement dans le contexte de déchristianisation et de laïcisation qui caractérisent la société suisse du second après-guerre. Une problématique qui, comme le relève dans sa préface le professeur Francis Python, directeur de cette nouvelle collection, s'efforce de toucher le lecteur contemporain en explorant les multiples aspects de la relation dialectique entre passé et présent.

Fribourg

CLAUDE HAUSER

Archivio italiano per la storia della Pietà, vol. IX, Roma, Edizioni di Storia e Letteratura, 1996, 423 pp.

Arrêté depuis plusieurs années, l'*Archivio italiano per la storia della Pietà*, l'un des périodiques les plus originaux dans le domaine de la spiritualité et de l'histoire religieuse, médiévale et moderne, reprend ses publications. Fondé par Don Giuseppe De Luca, dont l'importance pour l'histoire culturelle du catholicisme italien du XX^e n'est plus à démontrer, l'*Archivio* est désormais placé sous la responsabilité scientifique de Paolo Prodi. Sa

parution marque le renouveau des Editions de Storia e Letteratura, qui contiennent, avec un engagement hors pair, une œuvre éditoriale de grande envergure. Signe des temps, le superbe format des premiers huit volumes de l'*Archivio* n'a cependant pu être repris.

Ce nouveau volume de l'*Archivio* contient deux parties bien distinctes. La première offre une série d'études diverses, la seconde présente, au contraire, les actes d'une table ronde qui s'est tenue à Rome, au Palazzo Lancellotti, du 9 au 10 décembre 1994, autour du thème cher à Don De Luca, *La pietà e la sua storia*. Il s'agit d'une sorte de bilan historiographique des recherches suscitées par De Luca dans le domaine de la *pietà*, un concept bien difficilement traduisible. Les auteurs (C. Delcorno, A. Zambarbieri, E. Goichot, P. Prodi, M. Sensi, C. Ossola, R. Rusconi, L. Scaraffia et S. Nanni) ont également voulu signaler de nouvelles sources et de nouvelles pistes de recherche, montrer, somme toute, où en est aujourd'hui l'histoire religieuse, lorsqu'elle se tourne vers ce que l'on pourrait appeler «la piété individuelle».

La première partie est précédée d'une large étude d'Adriano Prosperi («Storia della pietà, oggi»). A partir de l'œuvre de De Luca, A. Prosperi réfléchit sur les interférences, toujours présentes et toujours complexes, entre religiosité individuelle et institutions religieuses et ecclésiastiques. Le regard porte sur plusieurs siècles, du Moyen Age et de l'époque contemporaine, et examine un spectre très large d'approches historiographiques, des rituels aux superstitions, de la littérature religieuse à la place de l'image et de la représentation dans la culture religieuse européenne, entendue dans ses dimensions les plus amples.

Lausanne

AGOSTINO PARAVICINI BAGLIANI

Alberto Lepori / Fabrizio Panzera, Partito Popolare Democratico: oltre cent'anni di storia, Bellinzona, Edizioni Popolo e Libertà, 1997, pp. 84.

Grazie a questo libretto è oggi finalmente disponibile una ricostruzione storica complessiva (sia pure con intenti essenzialmente divulgativi) delle vicende di quello che è oggi il partito popolare democratico ticinese; un partito il quale è però nato attorno al 1860 come partito liberal-conservatore, è divenuto verso la fine del secolo scorso il partito conservatore e dal 1913 al 1970 ha assunto il nome di conservatore-democratico. Si tratta quindi davvero di oltre un secolo di storia, non facilmente riconducibile a una narrazione lineare, visto il complesso intreccio di episodi e di personaggi che si sono presentati sulla scena durante tutto questo periodo.

Il libro è diviso in quattro parti. La prima (che è intitolata *Il partito popolare democratico nella storia ticinese: fatti e protagonisti*) ci consegna appunto le varie tappe di questo lungo cammino: dalle origini agli anni del «Nuovo Indirizzo» liberal-conservatore, dalla perdita della maggioranza e dalla crisi di fine secolo sino al decennio del «Governo di Paese», dalla fase della «Nuova Era» e della tregua politica sino al difficile periodo del venten-

nio radico-socialista, dagli anni dell'interpartitica per giungere sin quasi ai giorni nostri. A questa sintetica narrazione dei diversi momenti della vita del partito si affianca quella della vita dei protagonisti e quindi dei suoi maggiori esponenti: Bernardino Lurati, Gioachimo Respini, Martino Pedrazzini, Giuseppe Cattori, Angelo Tarchini, Giuseppe Lepori. Questa parte integra per molti versi il libro curato qualche anno fa dagli stessi autori, *Uomini nostri. Trenta biografie di uomini politici*, il quale, partendo dai protagonisti aveva consentito di tracciare una prima sintesi storica delle vicende del partito e del mondo conservatore-cattolico ticinese. Alcuni elenchi (sui presidenti, i segretari, i consiglieri di Stato e i deputati del partito, i direttori di «Popolo e Libertà», nonché sui risultati elettorali dal 1921 al 1995) completano utilmente questa prima parte del libro.

La seconda parte, che è intitolata *I cattolici-conservatori svizzeri dalla sconfitta al governo. Fatti e protagonisti*, consente molto opportunamente di collocare le vicende del partito ticinese nel più vasto quadro della politica nazionale. Seguendo la nota ricostruzione di Urs Altermatt, sono qui rapidamente tratteggiati i sei momenti che hanno contrassegnato il passaggio dei cattolici svizzeri dal *Sonderbund* alla «formula magica».

Anche in questo caso vengono poi proposti brevi ritratti biografici di alcuni dei maggiori protagonisti del cattolicesimo politico svizzero, come Philipp Anton von Segesser, Josef Zemp e Giuseppe Motta, nonché qualche dato sui consiglieri federali espressi dal Ticino conservatore (oltre a Motta, Enrico Celio e Giuseppe Lepori).

Altrettanto opportuno (anche se brevissimo) è il cenno dedicato a *Il cattolicesimo democratico in Europa e nel mondo*, che costituisce la terza parte del libro. La quarta è invece rappresentata dalla segnalazione dei *Principi e massime per un partito popolare nel Ticino del 2000*, ossia dei punti programmatici approvati dal congresso del PPD del 1993. Una bibliografia finale permette al lettore di ricercare i testi per approfondire quegli argomenti che i due autori hanno potuto soltanto schizzare molto rapidamente.

Lugano

PAOLO OSTINELLI

AA. VV., **Centenario del Monitore Ecclesiastico**, Lugano 1996, 80 pp.

Indovinata è stata l'idea di sottolineare la ricorrenza dei cento anni di vita del «Monitore ecclesiastico della diocesi di Lugano» con la pubblicazione di un numero commemorativo (stampato quindi anche separatamente) che riporta gli indici di maggiore utilità per gli studiosi. Apparsa la prima volta il 31 marzo 1897, la rivista ufficiale della diocesi ticinese ha raccolto in tutti questi anni, e continua a raccogliere, non solo le notizie, i dati e i comunicati riguardanti gli aspetti burocratici e amministrativi della diocesi, ma anche le lettere pastorali dei vescovi di Lugano e parecchi studi di carattere storico e giuridico.

Franco Poretti ha curato l'elenco di *tutte* le lettere pastorali degli amministratori apostolici del Ticino e dei vescovi di Lugano (comprese perciò anche quelle di mons. Lachat e quelle di mons. Molo precedenti la fondazione del periodico) ed ha completato, in modo molto opportuno, l'elenco con un indice analitico che può facilitare parecchio il lavoro dei ricercatori. Dal canto suo Alberto Lepori ha allestito una lista (raggruppata per voci principali) di tutto quanto la rivista ha pubblicato in questi cento anni riguardo alla giurisprudenza di diritto ecclesiastico. Carlo Cattaneo ha invece preparato l'elenco dei contributi di carattere storico ospitati sul «Monitore» (non molto felice appare però la scelta di tralasciare gli scritti di carattere commemorativo o apologetico, perché costringe il ricercatore a ulteriori controlli). Infine Giuseppe Bonanomi ha curato l'elenco dei sacerdoti della diocesi, suddividendoli in: a) sacerdoti ordinati prima dell'istituzione dell'amministrazione apostolica; b) sacerdoti ordinati dall'inizio dell'amministrazione apostolica (cioè dal 26.3.1885); c) religiosi ed extradiocesani ordinati dalla costituzione dell'amministrazione apostolica; d) sacerdoti extradiocesani o religiosi incardinati nella diocesi.

Bellinzona

FABRIZIO PANZERA

Alberto Lepori, Libera Chiesa in Stato laico, Bellinzona, Edizioni Popolo e Libertà, 1996, 109 pp.

Nelle pagine di presentazione l'autore ricorda di essersi interessato al tema dei rapporti tra Chiesa e Stato sin dagli anni giovanili: le circostanze lo hanno poi reso «partecipe, in prima persona, di alcuni episodi importanti del dibattito tra Chiesa e Stato nel Ticino». Egli, quale membro del governo ticinese, ha infatti partecipato, nel 1968, alle discussioni per la stesura della nuova convenzione tra Confederazione e S. Sede sulla diocesi ticinese, nonché, nel 1975, a quelle per la modifica dell'art. 1 della costituzione cantonale. E' stato inoltre relatore al Sinodo 72 sul documento *La Chiesa e le comunità temporali*, e relatore in Gran Consiglio nel 1991 sul progetto di nuova legge della scuola. Ha infine fatto parte della commissione governativa incaricata di preparare un nuovo progetto di costituzione cantonale e della commissione dipartimentale per la revisione della legge civile-ecclesiastica del 1886. Ed è proprio la continua partecipazione a tutti questi dibattiti che rendono particolarmente interessante questa raccolta di saggi che, oltre a rivelare la sicura conoscenza della materia da parte dell'autore, non risulta mai astratta o legata in maniera eccessiva a concezioni teoretiche, bensì sempre posta in relazione con temi concreti e attuali.

Tra tutti i numerosi scritti (articoli, rapporti, conferenze) che ha dedicato a questi argomenti, Lepori ha qui raccolto «alcuni testi che – spiega –, senza costituire una trattazione organica, possono aiutare anche il non giurista a

meglio conoscere la complessa materia, con particolare riguardo alla situazione ticinese». Egli precisa d'altra parte di aver seguito più che l'ordine cronologico, uno sviluppo logico, «riproponendo le versioni originali, con un minimo di modificazioni e di aggiornamento, togliendo solo qualche ripetizione».

Lepori conclude la sua breve nota introduttiva, spiegando il significato del titolo dato alla raccolta (titolo che richiama la nota formula ottocentesca «libera Chiesa in libero Stato»): lo Stato laico da lui propugnato – chiarisce – «non è lo Stato laicista, cioè indifferente al fenomeno religioso, ma lo considera solo laicamente, cioè quale realtà umana e sociale, assumendo perciò un atteggiamento benevolo, quando ciò è necessario in concreto alla piena realizzazione della piena libertà religiosa».

Il libro è composto da cinque ampi capitoli che corrispondono ad altrettanti argomenti. Il primo (*A mo' d'introduzione*) costituisce una sorta di guida generale ai temi affrontati poi nelle pagine successive. Sono qui chiariti i rapporti tra «Stato moderno e servizio delle libertà»; la nascita e la successiva evoluzione della diocesi di Lugano; il significato della legge civile-ecclesiastica del 1886 (la legge «sulla libertà della Chiesa cattolica e sull'amministrazione dei beni ecclesiastici»); la necessità di trovare nuovi equilibri tra cantone e diocesi; i problemi giuridici posti dalla Chiesa «popolare».

Il secondo capitolo affronta il significato e i problemi posti da un articolo costituzionale che regola i rapporti tra Chiesa e Stato (ma meglio sarebbe dire *Chiese*, visto l'ormai avvenuto riconoscimento della Chiesa evangelica), nonché dalla questione dell'accettazione della libertà religiosa. E ciò in relazione sia al testo costituzionale attualmente in vigore nel Ticino sia alla elaborazione di un nuovo progetto di statuto cantonale.

Nel terzo capitolo è tracciata, con mano felice, un'ampia ricostruzione della storia dei rapporti giuridici tra Chiesa e Stato nel cantone, a partire dal 1803, ossia dalla nascita di quest'ultimo. Mentre il capitolo successivo si sofferma sul problema delle finanze della Chiesa, indicando quali sono le finanze della diocesi di Lugano, come essa potrebbe essere finanziata, e quali sono le soluzioni adottate in Svizzera. Pure l'ultima parte del libro ha un riferimento quanto mai opportuno alla situazione svizzera: in essa sono infatti ricordate le soluzioni adottate in alcuni cantoni (Vallese, Lucerna, Friburgo, Svitto e Berna) per regolare i rapporti tra Stato e Chiesa.

La chiarezza dell'esposizione e la capacità di sintesi, di cui Alberto Lepori ha saputo dare con questa raccolta un'ulteriore prova, assicurano al libro un buon livello divulgativo e lo rendono perciò di utile e interessante lettura.

Bellinzona

FABRIZIO PANZERA

Michela Trisconi, Giuseppe Motta e i suoi corrispondenti (1915–1939). Studio di una rete d'influenze, Locarno, Dadò Editore, 1995, 189 pp.

Lo scopo della ricerca di Michela Trisconi (presentata qualche anno or sono come *mémoire* per la licenza in storia contemporanea all'università di Friburgo e ora pubblicata dall'editore Armando Dadò di Locarno con una prefazione di Roland Ruffieux) era di studiare – come spiega lei stessa nella breve *Introduzione* – l'azione di Giuseppe Motta «come soggetto d'influenze su determinati ambienti politici, giornalistici, religiosi, culturali e diplomatici». L'autrice osserva ancora che «percepire il grado d'influenza di una persona resta comunque impresa complessa ed aleatoria, vista la discrezione che normalmente circonda questo genere di relazioni. L'esercizio è però fattibile, se si dispone di uno strumento di misura di dare e avere nelle relazioni interpersonali». Ed è proprio ciò che è stato possibile nel caso di Giuseppe Motta grazie alla possibilità di consultare la sua corrispondenza semiufficiale.

Il libro consente perciò di vedere più di vicino e di comprendere quindi meglio la figura del magistrato e statista ticinese: infatti attraverso le sue corrispondenze possiamo cogliere le sue preoccupazioni e gli obiettivi della sua politica, al centro delle quali troviamo costantemente come punti di riferimento il Ticino, il mondo cattolico, la Confederazione, nonché i rapporti di quest'ultima con il resto del mondo e in particolare con le grandi nazioni a noi vicine. Condotta attraverso lo spoglio sistematico dei trenta volumi di copialettere dell'archivio del consigliere federale conservati all'Archivio federale di Berna, lo studio ha permesso di individuare la presenza all'incirca di ottocento lettere indirizzate a diverse personalità appartenenti alle differenti sfere del mondo politico, religioso, culturale e della stampa scritta. L'epistolario riguarda il periodo che dal 1915 giunge sino al 1939, ma appare ricco soprattutto per gli anni 1925–1930.

Il 50% delle lettere furono inviate a corrispondenti ticinesi, mentre rispettivamente il 40 e il 10% furono indirizzate a personalità svizzere o straniere. Delle 409 lettere «ticinesi», 10 erano destinate a istituzioni e 79 a persone: le relazioni tra Motta e i diversi destinatari – sottolinea Michela Trisconi – potevano variare da una a un massimo di trenta-quaranta lettere. A mons. Aurelio Bacciarini toccarono 48 lettere; Giuseppe Cattori ne ricevette 40, mentre Angelo Tarchini e Raimondo Rossi si dovettero accontentare rispettivamente di 32 e 31 missive. Tra i corrispondenti ticinesi vi furono anche, un po' meno privilegiati, Francesco Chiesa, Brenno Bertoni, Giuseppe Lepori, Eligio Pometta, e altri ancora.

Trisconi distingue poi i diversi settori sui quali si esercitò, attraverso le lettere, l'influenza di Motta, soffermandosi dapprima sulla corrispondenza politica e poi sulle relazioni con il mondo cattolico. Il primo settore riguarda a sua volta, come è ovvio, alcuni argomenti specifici, quali ad es. il problema delle rivendicazioni ticinesi, gli interessi di partito, le relazioni italo-svizzere (al centro dello scambio epistolare con Georges Wagnière). Altri temi spesso toccati da Motta furono quelli relativi alla libertà di stampa (ad

es. le tensioni con il quotidiano socialista «Libera Stampa» oppure i contatti con la stampa confederata), e quelli riguardanti l'italianità del Ticino (i problemi posti dall'irredentismo e dalle risposte elvetiste). Le relazioni con il mondo cattolico riguardarono dal canto loro i rapporti con la Santa Sede (la politica umanitaria durante gli anni della prima guerra mondiale e la questione del ristabilimento della Nunziatura), la vita della diocesi di Lugano (la crisi diocesana, la collaborazione con mons. Bacciarini) e, infine, le relazioni con il mondo cattolico svizzero vero e proprio (in occasione ad es. dell'adesione della Svizzera alla Società delle Nazioni oppure nella corrispondenza con varie personalità cattoliche).

Lo studio qui presentato e senz'altro interessante e rappresenta uno strumento di sicura utilità, che, speriamo, sarà presto sfruttato da altri ricercatori. Tuttavia l'assenza di una consistente esemplificazione degli scambi epistolari veri e propri (riportati sola in maniere frammentaria), e la mancanza di un elenco completo dei corrispondenti lasciano un po' il lettore a bocca asciutta. Nonostante la sua preparazione e l'accuratezza del suo lavoro, Michela Trisconi non riesce infatti a restituirci del tutto il sapore e lo spessore delle missive mottiane e dei suoi corrispondenti, e obbliga in ogni caso gli studiosi a ulteriori verifiche: sono lacune, queste, che almeno in previsione della pubblicazione a stampa si sarebbero potute facilmente colmare.

Bellinzona

FABRIZIO PANZERA

Mönchtum, Orden, Klöster von den Anfängen bis zur Gegenwart. Ein Lexikon, hrsg. von Georg Schwaiger, München, C. H. Beck, 1993, 483 S.

Das handliche, erschwingliche Nachschlagewerk vereinigt auf knappem Raum etwa 290 Sachartikel zur Welt des Mönchtums. Die Stichworte der vom Herausgeber und acht weiteren ausgewiesenen Autoren verfassten Artikel decken ein breites Themenspektrum ab. Beiträge über die monastischen Hauptentwicklungen und grossen Ordensfamilien des Abendlandes weisen mit ihrem Umfang von jeweils bis zu mehreren Dutzend Seiten den Charakter von eigentlichen Handbuchartikeln auf, ebenso der einleitende historische Überblick über das christliche Mönchtum (S. 9–43). Sie bieten eine solide Grundinformation auf neuem Forschungsstand und sind mit weiterführenden Literaturangaben versehen. Neben den katholischen Orden werden auch Gemeinschaften und Bewegungen der Reformationskirchen berücksichtigt: «(Herrnhuter) Brüdergemeinde», «Kommunitäten». Unter den vielen kleineren Artikeln finden sich einige Kuriositäten, die man in üblichen Lexika vergeblich suchen würde, z. B. «Bauprälaten» (Äbte und Pröpste, die grosse Barockanlagen errichteten) oder «Windenschwestern» (die in Frauenklöstern die Drehwinde an der Pforte bedienten). Dass die

historische Ausrichtung den Blick auf jüngste Entwicklungen und auf die Gegenwart nicht verschliesst, belegen u.a. Artikel zum «Opud Dei» (wobei die Kritik an dieser Vereinigung nicht verschwiegen wird), zu den «Missionarinnen der Nächstenliebe (Mutter Teresa)» und zu «Kloster auf Zeit». Das Buch wird seinem Anspruch, sowohl dem Fachpublikum erste, zuverlässige Informationen zu bieten als auch einem breiten Kreis interessierter Leser «einen Weg zum Verständnis dieser religiösen Welt zu öffnen» (S. 7), in hohem Masse gerecht.

Freiburg

ERNST TREMP